

Die „eierlegende Wollmilchsau“ – Pflegermütter als Sorgende

1 Einleitung

Pflegefamilien übernehmen als staatlich geprüfte und kontrollierte Familien Sorge- und Erziehungsaufgaben für Kinder, die nicht bei ihren leiblichen Eltern leben können. Die Kategorie Geschlecht wird in der internationalen Forschung zu Pflegeeltern bislang nur rudimentär untersucht. In vielen Untersuchungen zu Pflegeeltern werden ausschließlich Pflegermütter befragt (Wilson et al. 2007), die Perspektive von Pflegevätern ist kaum berücksichtigt, obwohl deren Rolle im Pflegeverhältnis zunehmend anerkannt wird (Harty/Ethier 2022). Pflegermüttern wird in der bindungspsychologischen Forschung eine zentrale Bedeutung für die Bindung der Pflegekinder zugeschrieben (z.B. Bick/Dozier 2013), sie erleben mehr Belastungen durch ein Pflegeverhältnis als Pflegeväter (Lohaus et al. 2017), sehen sich stärker in einer professionellen Rolle (Rhodes et al. 2003), stellen sich bei ungeplanten Beendigungen in Frage (Reimer 2023), formulieren aber nicht mehr Unterstützungsbedarf als Pflegeväter (Vanderfaillie et al. 2016). Pflegermütterbewerberinnen weisen besonders traditionelle binäre Geschlechterrollenvorstellungen auf (Yaroshenga/Semika 2023). In der internationalen Forschung gibt es entsprechend einen Fokus auf Pflegermütter und es wird davon ausgegangen, dass bei ihnen ein zentraler Teil der emotionalen und der Sorge-Arbeit in Pflegefamilien verortet ist. Wolf (2022: 183) bezeichnet Pflegermütterschaft für den deutschsprachigen Raum als „verberuflichte Mutterschaft“, die „zentraler Bestandteil des Sozial- und Gesundheitssystems ist“, allerdings „sich einer vollständigen Professionalisierung entzieht“ und „in der Folge prestigearm und unterbezahlt“ ist. Dem steht Anerkennung gegenüber, wenn Pflegermüttern „in erziehungswissenschaftlichen und entwicklungspsychologischen Diskursen ein hoher Stellenwert zugesprochen [wird]“ (Wolf 2022: 184). Pflegermütterschaft situiert sich entsprechend im Spannungsfeld staatlicher Anerkennung, einer psychologischen und

pädagogischen Wertschätzung, einer Quasi-Professionalisierung von Sorge- und Erziehungsarbeit und einer Geringschätzung in der monetären Entschädigung der Tätigkeit. Die Vielzahl der kindorientierten Sorgearbeiten, um die herum der Alltag organisiert wird, kann als Erwartung an ein sogenanntes „intensive mothering“ verstanden werden. Dieses bezeichnet in der internationalen Mütterforschung eine Ideologie, nach der die Mutter sich als Subjekt ohne eigene Bedürfnisse und Interessen aufopferungsvoll der Fürsorge für andere widmet und Mutterschaft als exklusiv und umfassend, zeitintensiv, emotional sowie ausschließlich auf das Kind bezogen dargestellt wird (vgl. Arendell 2000:1194; i.B. auf Pflegemütter: Reimer 2023). Zum *intensive mothering* gesellt sich im Falle der Pflegemütter ein Professionalitätsanspruch, der die Tätigkeit als Mutter in eine Art Berufsstatus überführt, allerdings ohne die entsprechende Bezahlung.

Der vorliegende Text basiert auf der Studie „Bilder der Pflegefamilie und ihre Wirkungen auf die Kooperationen in der Pflegekinderhilfe“ (2021–2024), in der untersucht wird, welche mentalen Repräsentationen (Bauer/Wieczorek 2017) Fachkräfte von Pflegefamilien haben und welche Selbstbilder Pflegefamilienmitglieder von sich als Pflegefamilie verbalisieren. Im empirischen Material zeigt sich, dass in der Pflegekinderhilfe besonders Pflegemütter als Sorgende adressiert sowie mit Anerkennung belohnt werden, während sie mit hohen Erwartungen und genderspezifischen Zuschreibungen konfrontiert sind. Die vergeschlechtlichte Kategorie Pflegemutter verstehen wir im Folgenden in einer differenztheoretischen Perspektive (vgl. Heite 2010; Merl et al. 2018): Pflegemütter werden von Fachkräften als Frauen und als spezifische Art von Müttern besondert, ihnen werden qua Geschlecht von Fachkräften wie Familienangehörigen bestimmte Merkmale und Rollen zugeschrieben, die mit Erwartungen einhergehen und die ihnen im Pflegeverhältnis eine klar umrissene Rolle zuweisen. Pflegemütter positionieren sich zu diesen Zuschreibungen und Erwartungen und eignen sich in unterschiedlichem Ausmaß die ihnen zugewiesenen Rollen an. Der Text beschäftigt sich entsprechend mit der Frage, welche genderspezifischen Zuschreibungen, Erwartungen und Rollenzuweisungen mit der Übernahme der Sorge um ein Pflegekind für diejenigen einhergehen, die als Pflegemütter gelten, welche Anerkennungsmechanismen in diesen Zuschreibungen und Rollenübernahmen wirksam werden und zu welchen Positionierungserfordernissen (Merl et al. 2018) diese für Pflegemütter führen. In den Schlussfolgerungen argumentieren wir, dass aus der Fokussierung der Pflegekinderhilfe auf die Pflegemütter und deren Sorgearbeit sowohl für die Pflegemütter selbst als auch für Familienmitglieder, Pflegekinder sowie deren leibliche Eltern spezifische Risiken hervorgehen.

2 Sorge-Arbeit in (Pflege-)Familien in der Schweiz

Statistiken zufolge nimmt die Vielfalt der Familienformen sowie die Erwerbstätigkeit von Müttern in der Schweiz zu, während das männliche Ernährer-Modell weiter dominiert (Stamm 2016; Bundesamt für Statistik 2021). Sozialwissenschaftliche Studien zeigen eine weit größere Diversität der Familienwirklichkeiten als die der traditionellen Kleinfamilie (Baumgarten et al. 2017). So ist beispielsweise divers, wer zur Familie gezählt wird und wo Familie stattfindet (Widmer et al. 2013; Degen/Guggenbühl 2023). Familienpolitisch werden in der direktdemokratischen und föderalistischen Schweiz vermehrt progressive Vorstöße gemacht. Die Abstimmungsergebnisse zeigen jedoch ausgeprägt liberal-konservative Positionen, nach denen die Schweiz im europäischen Vergleich in Bezug auf fortschrittliche familienpolitische Maßnahmen auf den unteren Plätzen rangiert (Häusermann/Bürgisser 2022). Trotz des breiten – auch erziehungswissenschaftlichen – Diskurses zu Familienmodellen ist der Niederschlag an variantenreichen Vorstellungen von Familie in der sozialpädagogischen Praxis gering (Brauchli 2022) – dies legen auch unsere Befragungen von Fachkräften der Pflegekinderhilfe nahe. Das traditionelle Familienmodell schlägt sich, wie wir unten ausführen, im Bild der Pflegefamilie nieder und verdichtet sich zu Zuschreibungen an die Pflegemutter.

Für das Kinder- und Jugendhilfesystem liegen wenige Statistiken vor, es wird davon ausgegangen, dass ca. ein Drittel der schätzungsweise 18'000 fremduntergebrachten Kinder in der Schweiz (Seiterle 2017) in Pflegefamilien leben. Pflegefamilien sind eine besondere Familienform, die kantonal und kommunal unterschiedlichen Bedingungen der Rekrutierung, Begleitung und Finanzierung unterliegen, dabei sind Behörden und Dienstleistungserbringer (Vereine und privatwirtschaftliche Anbieter) involviert. Pflegeeltern können pädagogisch ausgebildet und entgeltlich angestellt (inkl. Sozialversicherung) oder Laien sein, die ein (geringeres) Pflegegeld erhalten oder als Verwandte des Pflegekindes gar nicht entschädigt werden (Art. 294 ZGB).¹ Entsprechend ergibt sich in der Schweiz ein System, in dem Pflegefamilien für die Kinder- und Jugendhilfe bedeutsam sind, aber unterschiedlich gerahmt und unterstützt werden (Reimer/Aeby im Erscheinen).

Die Aufnahme eines Pflegekindes geht mit der Übernahme von Sorge für das Kind einher. Der Begriff der Sorge bezieht sich dabei nicht auf die elterliche Sorge in einem juristischen Sinn. Sorge bedeutet hier „gute Pflege, Erziehung und Ausbildung des Kindes Gewähr bieten“ (Art. 5 PAVO) und die damit verbundenen Care-Tätigkeiten übernehmen (Maier-Gräwe 2015). Diese Form der durch Pflegeeltern ausgeübten Alltagssorge unterscheidet sich von der

1 Gem. Art. 294 Abs. 2 ZGB müssen Verwandte als Pflegeeltern nicht entschädigt werden. Manche Kantone sehen aber dennoch eine Entschädigung vor.

Sorge anderer Eltern, da staatliche Akteure in die Auswahl- und Entscheidungsprozesse involviert sind: In den meisten Fällen entscheiden Behörden, dass leibliche Eltern nicht in der Lage sind, ihrem Kind eine angemessene Alltagsorge zukommen zu lassen, gleichzeitig bestimmen staatliche Stellen mit, wer anstelle der leiblichen Eltern die Alltagsorge für ein Kind tragen soll und ob dies angemessen umgesetzt wird (Art. 316 ZGB; Art 1 PAVO, Gassmann 2018). Pflegefamilien zeichnen sich folglich u.a. dadurch aus, dass sie im Vergleich zur Herkunftsfamilie als „bessere“ Familie für ein Kind sorgen (Blandow 2004).

Für ihre Sorgearbeit erhalten Pflegefamilien neben der monetären Entschädigung verschiedene Formen der Anerkennung. Geht man von den intersubjektiven Anerkennungsformen bei Honneth (1992) aus, Liebe, Recht und soziale Wertschätzung, zeigen sich hier allerdings einige Spannungsfelder. Die Liebe des Pflegekindes zur Pflegefamilie ist prekär, sie kann weder erwartet noch vorausgesetzt werden, das Aushandeln von Nähe und Distanz stellt eine ständige Aufgabe dar (Hünersdorf/Studer 2011). Die rechtliche Situation von Pflegeeltern ist ebenfalls prekär: In der Regel haben sie nur die Alltagsorge für das Kind inne und sind bei vielen Entscheidungen auf die Zustimmung Dritter angewiesen, wodurch viele Pflegeeltern ihre Position als rechtlich schwach und benachteiligt erleben (Reimer/Aeby im Erscheinen), bei einem Abbruch des Pflegeverhältnisses verlieren sie alle Rechte in der Beziehung zum Kind (Gabriel/Stohler 2020). Soziale Wertschätzung als Anerkennungsform erhalten Pflegefamilien von Fachkräften und aus ihrem privaten Umfeld vor allem, wenn sie demonstrieren, dass sie – im Vergleich zur Herkunftsfamilie – die bessere Familie sind. Werden allerdings Schwierigkeiten nach außen sichtbar, droht diese Anerkennung wegzufallen und Interventionen setzen ein, die die Pflegeelternschaft beenden können (Gassmann 2018). Anerkennung für Sorgetätigkeit in Pflegefamilien stellt also ein Spannungsfeld dar, das, wie wir im Folgenden zeigen werden, vor allem auf die Pflegemütter wirkt und auch daran geknüpft ist, dass diese den Erwartungen und Rollenzuschreibungen entsprechen.

3 Methodisches Vorgehen

In der vom Schweizer Nationalfonds finanzierten Studie „Bilder der Pflegefamilie und ihre Wirkungen auf Kooperationsprozesse in der Pflegekinderhilfe“ wurden zwischen Mai 2021 und August 2022 anknüpfend an die Grounded Theory Methodologie (Strauß/Corbin 1996) neun Gruppendiskussionen mit 47 Fachkräften (27w/20m) der Pflegekinderhilfe (deutsche und französische

Schweiz) und 43 Einzelinterviews mit Mitgliedern von 18 Pflegefamilien² geführt. Gruppendiskussionen bieten die Möglichkeit, vielschichtige Ansichten und Haltungen der Fachkräfte zu erheben, während Einzelinterviews mit Pflegefamilienmitgliedern die unterschiedlichen Perspektiven darzulegen erlauben, ohne durch die Machtbeziehungen innerhalb der Familie beeinflusst zu werden (Heinzel 2012). Die Befragungen wurden mittels eines offenen, erzählerischen Leitfadens durchgeführt. In einem iterativ-zyklischen Vorgehen (Mey/Mruck 2011) wurden einer anfänglich theoretischen Kontrastierung folgend während des Auswertungsprozesses weitere Interviewpartner:innen gewonnen, gleichzeitig führten neue Interviews zu Denkanstößen und Einsichten im laufenden Analyseprozess. Die im Rahmen der Gruppendiskussionen befragten Gruppen kontrastieren nach Organisationsform der Arbeitgebenden (Behörden, Vereine, AG/GmbH) und Funktion in der Arbeit mit Pflegefamilien sowie nach Alter und Berufserfahrung der Teilnehmenden. Die befragten Pflegefamilien wurden kontrastiv ausgewählt nach Professionalisierungsgrad (ausgebildete angestellte Pflegefamilien, Laien, Verwandte), sozioökonomischen Merkmalen, Alter und Anzahl der Kinder, Wohnsituation und Dauer des Pflegeverhältnisses. Nach den Befragungen wurden ausführliche Beobachtungsprotokolle angefertigt und die Audiodateien transkribiert und anonymisiert. Sämtliche Transkripte der Gruppendiskussionen wurden offen codiert. Durch Minimal- und Maximalkontraste sowie sequenzielle Feinanalysen konnten die Transkripte aufgeschlüsselt und Kernkategorien gebildet werden, die zueinander in Verbindung gesetzt wurden. Sechs Transkripte der Einzelinterviews wurden offen codiert, der so entstandene Codebaum mit jenem der Gruppendiskussionen abgeglichen und interessierende Codes herausgearbeitet, auf die hin alle übrigen Einzelinterview-Transkripte codiert wurden, gefolgt von einem rekonstruktiven Vorgehen analog zum Vorgehen bei den Gruppendiskussionen.

Im Folgenden werden Ergebnisse der Gruppendiskussionen vorgestellt (Kapitel 4), diese werden in Relation zu Ergebnissen aus Einzelinterviews (Kapitel 5) gebracht.

4 Erwartungen von Fachkräften an Pflegefamilien

Gruppendiskussionsübergreifend zeichnet sich ab, dass die Fachkräfte ein relativ homogenes Bild von Pflegefamilien vertreten. Pflegefamilien werden primär als ländlich situierte, westliche und christliche Mittelschichtsfamilien mit einwandfreiem Leumund skizziert. Urbane Familien in einer Mietwohnung

2 13 Pflegemütter, 9 Pflegeväter, Pflegekinder (7w/5m), leibliche Kinder (5w/4m). Ein Pflegeelternpaar ließ sich gemeinsam in einem Paarinterview befragen.

werden kritisch diskutiert. Pflegeeltern sind dabei vorwiegend als heterosexuelles Paar im Ernährer-Modell organisiert, haben teilweise leibliche Kinder und sind von guter Gesundheit. Mit Eigenschaften wie vielseitig und sozial engagiert, offen, konsensorientiert, kommunikations- und konfliktfähig weisen Pflegefamilien in der Tendenz Werte auf, die sich als bildungsbürgerlich und der Nachhaltigkeit verpflichtet zusammenfassen lassen.

Im Kontext der so charakterisierten Pflegefamilien wird im Folgenden aus einer Differenzperspektive (Heite 2010) aufgezeigt, welche essentialistischen Merkmale Pflegemüttern von Fachkräften zugeschrieben werden, die ihnen eine geschlechtsspezifische Rolle zuweisen und mit entsprechenden Erwartungen an sie einhergehen.

Der Antrieb für das Pflegeverhältnis wird bei den Pflegemüttern verortet. Dass Pflegemütter „Kinder gerne haben“ wird positiv gewertet, während dasselbe bei Männern mit Skepsis beobachtet wird (GInt3). Im laufenden Pflegeverhältnis wird der Pflegemutter die Rolle derer zugeschrieben, welche die Sorge für das Pflegekind sowie die Organisation der Haus- und Familienarbeit übernimmt. Das wird explizit so von Fachkräften formuliert und zeigt sich darüber hinaus im Phänomen der rhetorischen Modernisierung (Wetterer 2003), wo die Involvierung der Pflegeväter sprachlich hervorgehoben wird oder von Pflegeeltern gesprochen wird, wenn eindeutig Pflegemütter gemeint sind. Es manifestiert sich weiter in Beispielen von Alltagshandlungen, die fast ausschließlich Pflegemütter ausführen. Mindestens in einer undefinierten Anfangszeit mit dem Pflegekind wird von einem Pflegeelternteil der Verzicht auf eine externe Erwerbstätigkeit erwartet, regelhaft ist dies die Pflegemutter. Pflegemüttern werden diverse erzieherische, hauswirtschaftliche und organisatorische Fähigkeiten zugeschrieben, eine Fachperson spricht in diesem Kontext von der Pflegemutter als „eierlegende Wollmilchsau“ (GInt5). Im Zentrum der den Pflegemüttern zugeschriebenen Sorgetätigkeit steht das tägliche Bereitstellen eines warmen Mittagessens zuhause³, das von Fachkräften für das als vulnerabel skizzierte Pflegekind als essenziell dargestellt wird. Institutionelle Betreuung wird maximal zeitlich befristet toleriert, wenn sie „hilfreich für die Entwicklung“ des Kindes ist:

„für das eine Pflegekind ist es super, wenn es in die Kita gehen kann und ist hilfreich für die Entwicklung [...] für ein anderes [...] das darf man diesem Kind noch nicht antun“ (GInt1).

Die Formulierung des „Antuns“ zeigt die negative Konnotation der außerfamilialen Betreuung. Von der Pflegemutter wird die Betreuung zuhause erwartet, kann sie diese ausnahmsweise nicht gewährleisten, wird es als legitim betrachtet, wenn meist weibliche Verwandte oder Nachbar:innen einspringen.

3 Das Schweizer Schulsystem sieht i.d.R. keine Ganztageschulen vor, d.h. die Kinder gehen zum Mittagessen nach Hause oder müssen kostenpflichtig außerunterrichtlich betreut werden.

Die Haltung der Fachkräfte gegenüber Pflegemüttern ist ambivalent. Pflegemüttern wird neben den oben erwähnten Kompetenzen Selbstausschöpfung in der Übernahme der Sorgearbeit zugeschrieben, wobei das mit einem Pflegeverhältnis verbundene Leid und die Entbehrungen als Gewinn dargestellt werden. So generieren Pflegemütter laut Fachkräften „Freude“ aus ihrer Selbstaufopferung:

„diese Freude am Leiden [...] dieses Aufopfernde, ich weiß auch nicht warum das vor allem Frauen sind, die das so wahnsinnig oft machen“ (GInt6).

Oder sie „blühen auf“ unter der enormen Arbeitsbelastung des Pflegefamilienalltags:

„vor allem Pflegemütter, die am Karren zerren daheim, wo es mir das Köppchen hebt [...] vier Kinder und dann noch zwei Pflegekinder und noch einen Hund und noch alles andere und die sitzt da und trinkt Kaffee mit mir. und tut so, als hätte sie keinen Stress. ich habe schon nur Stress, wenn ich höre, was die alles. Das muss man auch manchmal eingestehen: es haben nicht alle Leute gleiche Belastungsgrenzen [...] das habe ich zumindest schon ein paar Mal erlebt und gedacht: ‚hey ich will das nicht leben, dieses Leben, das du lebst‘“ (GInt9).

Einerseits wird die große Arbeitsleistung der Pflegemutter anerkannt, andererseits wird ihr zugeschrieben, das Überschreiten von Grenzen zu ihrem Glück zu benötigen. Darin äußert sich eine misogynie Haltung. Diese ist latent vorhanden, wenn Fachkräfte sich die immense Leistungsbereitschaft der Frauen, welche im Kontrast zur eigenen steht, zu erklären versuchen und rhetorisch abwerten, indem sie diese als deviant klassifizieren.

Die hohe Leistungsbereitschaft wird weiter implizit mit einer Professionalitätserwartung erklärt. Damit wird den Pflegemüttern eine Rolle zugewiesen, die traditionelle Mutterschaft und professioneller Rolle vereint:

„ein Pflegemami ist oft noch in der alten Rolle [...] ist oft Case Manager [sic] und hat neben Mami sein [...] ganz viele Feuerwehrlösungen und Organisatorisches und sicher ein zusätzlicher Aufwand. aber ich glaube es ist doch auch [...] ein Gewinn so an den Kindern“ (GInt3).

Die Formulierung „Case Manager“ hebt die Familien- und Sorgearbeit rhetorisch in einen prestigeträchtigen Berufsstatus, als Lohn bringt das „Mami-sein“ aus der Perspektive der Fachkraft den „Gewinn [...] an den Kindern“, monetärer Gewinn wird mit der Pflegemutterschaft nicht in Verbindung gebracht. Neben dem Organisations- und Sorgeaufwand, der alltägliche Aufgaben sowie Notfalleinsätze beinhaltet, umfasst das „Mami-sein“ emotionale Sorge und Liebe, die besondere Kompetenz und Bereitschaft dazu wird den Pflegemüttern aufgrund ihres Geschlechts und ihres Mutter-seins zugeschrieben (GInt3).

Auch hierin kann eine misogynie Haltung gesehen werden, wenn die Arbeit von Pflegemüttern zwar rhetorisch, nicht aber finanziell anerkannt wird und den Frauen zugeschrieben, respektive erwartet wird, sich damit zufrieden zu geben.

Die Fachkräfte schreiben der Pflegemutter entsprechend die Rolle einer liebenden, fürsorglichen Mutter zu, die sich an der Sorge um die Kinder erfreut und sich für diese aufopfert. Für die Pflegemütter geht mit den Erwartungen und Rollenzuschreibungen einher, dass sie ökonomisch nicht unabhängig sind sowie für ihre rechtliche und soziale Anerkennung die positive Bewertung durch Fachkräfte brauchen. Einerseits wird von ihnen großes, bis zur Selbstausbeutung reichendes Engagement erwartet, andererseits werden Pflegemütter dafür aufgrund der damit einhergehenden Überschreitungen eigener Grenzen als abweichend charakterisiert.

5 Pflegemütter – Eigenperspektive und Sicht der Familienmitglieder

Pflegefamilienmitglieder und im Besonderen die Pflegemütter selbst sind gefordert, sich zu den Zuschreibungen und Rollenerwartungen zu verhalten und zu positionieren (Merl et al. 2018), sowohl die Annahme von Zuschreibungen als auch deren Ablehnung gehen mit Risiken und Chancen einher. Im Folgenden wird herausgearbeitet, welche Zuschreibungen Pflegemütter und ihr Umfeld übernehmen, welche (teilweise) nicht und welche Konsequenzen daraus hervorgehen.

Übereinstimmend mit der Perspektive der Fachkräfte findet sich in den Interviews mit den Pflegemüttern eine unhinterfragte genderspezifische Verantwortungsaneignung für die familiäre Sorgearbeit, mit einer Vielzahl von Aufgaben: Haus- und Familienarbeiten, administrative Aufgaben, Kooperation mit Herkunftsfamilie, Fachkräften der Sozialen Arbeit, der Schule und des Gesundheitssystems, Besuch von Fortbildungen und teils Engagement in Pflegekinderhilfeorganisationen. Hier zeigt sich, dass die Pflegemütter in den konkreten Aufgaben der Rollenzuschreibung und der Erwartungshaltung der Fachkräfte gerecht zu werden versuchen. Auch teilen sie mit den Fachkräften die Zuschreibung einer besonderen Belastbarkeit und weniger eigener Bedürfnisse, so beschreibt eine Pflegemutter ihr *intensive mothering*:

„es [ist] für mich schon erholsam, wenn ich alleine putzen [...] oder alleine kochen kann [...] also ich muss nicht hinsitzen können oder ein Buch lesen oder Sport machen [...] sondern ich habe schon das Gefühl von Erholung, wenn ich einfach am Morgen alleine meine Haushaltssachen machen kann. [...] ich habe wirklich nicht so Mühe meine eigenen Bedürfnisse zurückzunehmen für andere“ (EInt12_Nicole/w).

Viele Pflegeeltern teilen mit den Fachkräften außerdem die große Vorsicht beim Auslagern von Betreuungsaufgaben. Dies kann mit der Familienorganisation, aber auch mit einem spezifischen Familienverständnis, das die Erzie-

hungs- und Sorgeaufgaben für ein Kind in der Familie verortet, begründet werden. So argumentiert ein Pflegevater:

„was ist Familie und wer erzieht das Kind, wer ist für das Kind da? bei uns rechnet sich das definitiv nicht, wenn ich fünf Kinder abgebe und meine Frau arbeiten gehen würde. das ist lustigerweise in Pflegefamilien möglich und das finde ich fast pervers. [...] wer hat ‘ne Bindung zum Kind“ (EInt11_David/m).

Institutionelle Betreuung wird als Notlösung verstanden, zum Preis einer beeinträchtigten „Bindung zum Kind“. Die Etikettierung institutioneller Betreuung als „pervers“ veranschaulicht die moralische Implikation und die Rollenerwartung an Pflegemütter.

Von Fachkräften, den eigenen Familienmitgliedern und aus dem erweiterten Umfeld erhalten Pflegemütter für das Erfüllen der ihnen zugeordneten Rolle ein hohes Maß an Anerkennung in Form sozialer Wertschätzung. Ein Beispiel dafür gibt die 16jährige Sophie, die die Präsenz ihrer Mutter zuhause lobt:

„das Mami arbeitet nicht, nicht extern, ist daheim im Haushalt tätig und das ist immer wertvoll gewesen. man kommt heim, es ist immer jemand daheim, es steht das Mittagessen bereit, es ist gekocht. [...] nicht wie bei anderen Eltern, die arbeiten, wo man zuerst alleine daheim ist. [...] am Morgen kommt uns eigentlich das Mami immer wecken. [...] ohne das wär [ich] schon viel zu oft zu spät in die Schule gekommen“ (KInt5_Sophie/w).

Die leibliche Tochter erlebt die Anwesenheit der Mutter mit Unterstützung und Mahlzeiten als „wertvoll“ und wichtig für die eigene Organisationsfähigkeit und grenzt das eigene Familienmodell deutlich zu Familien mit erwerbstätigen Müttern ab.

Anerkennung erleben die Pflegemütter zudem in Form von Dankbarkeit der Herkunftsfamilien, von guter Entwicklung der Pflegekinder und von Fachkräften für den gekonnten Umgang mit stereotyp als schwierig bezeichneten Pflegekindern und Herkunftseltern.

Im starken Kontrast zu den Darstellungen der Fachkräfte fällt in den Einzelinterviews allerdings auf, dass die Lebenssituationen von den Pflegemüttern selbst vielfältiger dargestellt werden und damit ein Teil der Zuschreibungen der Fachkräfte von den Pflegemüttern abgelehnt wird. Eine Befragte ist alleinerziehend, manche arbeiten in Teilzeit, zwei Befragte leben in einer gleichgeschlechtlichen Partnerschaft, manche übernehmen als Großmütter die Pflegemutterrolle. Dabei sehen die Befragten ihr Pflegemuttersein zum Teil als Berufersatz, teils jedoch als private Lebensform. Einige Pflegemütter wünschen sich zurück in die Erwerbstätigkeit.

Nicht alle Pflegeeltern teilen die Erwartung der Fachpersonen, dass stets ein Pflegeeltern teil, sprich die Pflegemutter, in Vollzeit zu Hause sein soll. Ein Teil der Pflegefamilien befürwortet institutionelle Betreuung und manche professionelle Pflegefamilien beschäftigen zur Entlastung Angestellte. Simon und seine Frau leben beispielsweise ein anderes als das erwartete Erwerbsmodell und dürfen daher ihr Pflegekind nur am Wochenende und in den Ferien betreuen:

„wir hätten eigentlich Vollzeitpflegefamilie sein wollen, das haben wir aber nicht gedurft. Weil wir beide arbeiten. [...] meine Frau [arbeitet] 60% ich arbeite 80% und das ist zu viel. Jemand muss fix zu Hause sein. [...] da geht man noch von einem sehr konservativen Familienmodell aus“ (EInt13_Simon/m).

Ein Nichtentsprechen der Erwartungen durch Berufstätigkeit hat also Konsequenzen. Andere Pflegefamilien erleben, dass sie beim Nichtentsprechen der Rollenerwartung den Beweis erbringen müssen, als Familie zu funktionieren.

Darüber hinaus wird deutlich, dass das Anerkennungserleben der Pflegemütter für ihre Tätigkeit ambivalent bleibt. So schreiben sich Pflegemütter in ihren Sorgeaufgaben selbst einen großen Gestaltungsspielraum zu, erleben ihre Rolle als selbstbestimmt und schätzen „die flexible Arbeitszeit“ (EInt2_Rosmarie/w), während sie sich durch andere Familienmitglieder gleichzeitig fremdbestimmt und wenig anerkannt fühlen. Sie erleben einen großen Erwartungsdruck an ihre Mutterschaft, sowohl ex- als auch intrinsisch. Mehrere Pflegemütter erzählen von ihren Erfahrungen mit Überlastung, wie Claire:

„schlussendlich hats mit meinem Naturell zu tun [...] ich habe wirklich viel Energie und Kraft [...]. aber ich muss ganz ehrlich sein, ich kann mir, und das ist mein Problem, zu wenig Zeiteinseln für mich rausnehmen. [...] ich gehöre zu den Menschen, die [...] phasenweise [...] völlig einen Zusammenbruch erlebt haben. einfach weil ich nicht mehr gekonnt habe“ (EInt5_Claire/w).

Die Ambivalenz in der Selbsteinschätzung zwischen einem energievollen „Naturell“ und der mangelnden Fähigkeit zur Abgrenzung kann als typisch für Pflegemütter herausgearbeitet werden.

Pflegemütter versuchen also, insbesondere in Bezug auf die Aufgaben, den Erwartungen und Rollenzuschreibungen der Fachkräfte gerecht zu werden, eignen sich diese teilweise selbst an und können dabei über eigene Grenzen gehen. Entsprechen sie Erwartungen nicht, obliegt ihnen eine Beweislast für das Funktionieren der Familie. Teilweise erarbeiten sie sich u.a. in Aushandlungsprozessen mit Fachkräften der Pflegekinderhilfe Freiräume durch eine eigene Berufstätigkeit außer Haus. Anerkennung im Pflegefamiliengefüge erhalten sie v.a. dadurch, dass sie den Erwartungen und Zuschreibungen weitgehend entsprechen und für die Familienmitglieder unentbehrlich sind, was wiederum spiralförmig Überlastungssituationen bedingt.

6 Diskussion und Fazit

Pflegemüttern wird von Fachkräften Verantwortung für familiäre Sorgeaufgaben in Pflegefamilien zugeschrieben. Die Übernahme dieser Aufgaben eignen sich die Pflegemütter an und setzen diese für ein erfolgreiches Pflegeverhältnis voraus.

Nicht alle Pflegemütter sind allerdings bereit, sich der Erwartung an *intensive mothering* und verberuflichte Mutterschaft uneingeschränkt unterzuordnen, teilweise suchen sie Alternativen, die ihnen dann die Beweislast für die Funktionsfähigkeit der Familie auferlegen. Die Fokussierung auf die Sorge für die (Pflege-)Kinder, die mit großem Aufwand an Energie und Zeit sowie dem Verzicht auf eine externe Erwerbsarbeit einhergeht, ist für die Pflegemütter Chance und Risiko gleichermaßen.

Neben finanziellen Abhängigkeiten und Einbußen erhalten Pflegemütter für die Erfüllung ihrer Aufgabe Anerkennung in Form sozialer Wertschätzung aus dem Umfeld und durch Fachkräfte. Die staatliche Legitimation kann als zusätzliche Anerkennung verstanden werden. Die Anerkennung setzt voraus, dass die Kinder sich gut entwickeln und die Pflegefamilie den Erwartungen der Fachkräfte entspricht. Die rechtliche Basis für das Pflegeverhältnis und die Pflegemutterschaft ist jedoch nur gesichert, solange Anerkennung durch soziale Wertschätzung vorhanden ist (Gabriel/Stohler 2020, Gassmann 2018). Dadurch können paradoxe Situationen entstehen: Die Kinder sollen sich gut entwickeln und Lebenssituationen von Herkunftsfamilien sich stabilisieren. Gleichzeitig müssen Pflegekinder und Herkunftseltern, um die Anerkennungsbasis für die Pflegemütter zu gewährleisten, immer auch schwierig, vulnerabel oder belastet bleiben. Die Anerkennungsbasis für die Sorgetätigkeit bleibt entsprechend prekär und spannungsreich, was sich in einem hohen Erwartungsdruck auf die Pflegemütter und in Belastungssituationen widerspiegelt.

Pflegemütter, könnte zusammengefasst werden, befinden sich in der ‚Genderfalle‘: Sie werden für ihre Mütterlichkeit und ihre Sorge für die Pflegekinder in Form von Anerkennung und einem gewissen Gestaltungsraum belohnt, gleichzeitig geraten sie in Abhängigkeitssituationen. Sie unterliegen ex- wie intrinsisch einem hohen Erwartungsdruck, müssen ständig ausbalancieren zwischen dem Herausstellen der guten Entwicklung des Pflegekindes und einem defizitorientierten Blick, der die Konzentration auf das Kind legitimiert. Sie sollen eine verberuflichte Mutterschaft leben, für die sie kein angemessenes Gehalt erhalten. Diese vielschichtigen und teils widersprüchlichen Anforderungen an Pflegemütter können in Überlastungssituationen münden und spiegeln sich in misogynen Aussagen von Fachkräften wider. Erforderlich erscheint eine vertiefte Fachdiskussion über Chancen und Risiken weiterer Verberuflichung von Pflegeelternschaft (vgl. Reimer 2021) sowie über Geschlechterrollenbilder in der Pflegekinderhilfe.

Literatur

- Arendell, Terry (2000): Conceiving and Investigating Motherhood. The Decade's Scholarship. In: *Journal of Marriage and the Family* 62, S. 1192–1207.
- Bauer, Petra/Wiezorek, Christine (Hrsg.) (2017): Familienbilder zwischen Kontinuität und Wandel. Analysen zur (sozial-)pädagogischen Bezugnahme auf Familie. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Baumgarten, Diana/Burri, Jennifer/Maihofer, Andrea (2017): Die Entstehung der Vorstellungen von Familie in der (deutschsprachigen) Schweiz. Basel: Univ. Basel.
- Bick, Johanna/Dozier, Mary (2013): The Effectiveness of an Attachment-Based Intervention in Promoting Foster Mothers' Sensitivity toward Foster Infants. In: *Infant Mental Health Journal* 34, S. 95–103.
- Blandow, Jürgen (2004): Pflegekinder und ihre Familien. Geschichte, Situation und Perspektiven des Pflegekinderwesens. Weinheim/München: Juventa.
- Brauchli, Simone (2022): Eltern in pädagogischen Settings: Lebentwürfe, fachliche Deutungen und normative Zugriffe. In: Chamakalayil, Lalitha/Ivanova-Chessex, Oxana/Leutwyler, Brunno/Scharathow, Wiebke (Hrsg.): Eltern und pädagogische Institutionen. Macht- und ungleichheitskritische Perspektiven. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Bundesamt für Statistik (2021): Familien in der Schweiz. Statistischer Bericht 2021. Bern.
- Degen, Muriel/Guggenbühl, Tanja (2023): Aufwachsen in multilokalen Familien. Einblicke in qualitative Fallstudien bei Nachtrennungs-, Patchwork- und queeren Familien in den Kantonen Zürich und Waadt. Schlussbericht Teilprojekt 2, Forschungsprojekt „Kinder in multilokalen Familienarrangements“. Zürich: Marie Meierhofer Institut für das Kind (Zürich)/ Büro für arbeits- und sozialpolitische Studien BASS.
- Gabriel, Thomas/Stohler, Renate (Hrsg.) (2020): Abbrüche von Pflegeverhältnissen im Kindes- und Jugendalter. Perspektiven und Herausforderungen für die Soziale Arbeit. Weinheim: Beltz Juventa.
- Gassmann, Yvonne (2018): Verletzbar durch Elternschaft. Balanceleistungen von Eltern mit erworbener Elternschaft – Ein Beitrag zur Sozialpädagogischen Familienforschung. Weinheim: Beltz Juventa.
- Häusermann, Silja/Bürgisser, Reto (2022): Familienpolitik. In: *Handbuch der Schweizer Politik. Manuel de la politique suisse*. Zürich: NZZ Libro, S. 931–954.
- Harty, Justin S./Ethier, Kristen L. (2022): Fatherhood in Foster Care: A Scoping Review Spanning 30 Years of Research on Expectant and Parenting Fathers in State Care. *Child Adolescent Social Work Journal* 39, S. 693–710.
- Heinzel, Friederike (Hrsg.) (2012): Methoden der Kindheitsforschung. Ein Überblick über Forschungszugänge zur kindlichen Perspektive, 2. Aufl. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Heite, Catrin (2010): Zur Anerkennung von Differenz in der Sozialen Arbeit. Zur professionellen Konstruktion des Anderen. In: Kessel, Fabian/ Plößer, Melanie (Hrsg.): Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen. Wiesbaden: VS, S. 187–200
- Honneth, Axel (1992): Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Hünersdorf, Bettina/Studer, Tobias (2011): Pflegefamilien zwischen öffentlicher und privater Erziehung. Eine Form professioneller Liebe? In: Drieschner, Elmar/Gaus, Detlef (Hrsg.): *Liebe in Zeiten pädagogischer Professionalisierung*. Wiesbaden: VS., S. 209–235.
- Harty, Justin S./Ethier, Kristen L. (2022): Fatherhood in Foster Care: A Scoping Review Spanning 30 Years of Research on Expectant and Parenting Fathers in State Care. *Child Adolescent Social Work Journal* 39, S. 693–710.
- Lohaus, Arnold/Chodura, Sabrina/Möller, Christine et al. (2017): Children's mental health problems and their relation to parental stress in foster mothers and fathers. *Child and adolescent psychiatry and mental health* 11:43.
- Maier-Gräwe, Uta (Hrsg.) (2015): *Die Arbeit des Alltags. Gesellschaftliche Organisation und Umverteilung*. Wiesbaden: VS.
- Merl, Thorsten/Mohseni, Maryam/Mai, Hanna (2018): Pädagogik in Differenz- und Ungleichheitsverhältnissen. Eine Einführung. In: Mai, Hanna/Merl, Thorsten/Mohseni, Maryam (Hrsg.): *Pädagogik in Differenz- und Ungleichheitsverhältnissen. Interkulturelle Studien*. Wiesbaden: VS.
- Mey, Günter/Mruck, Katja (2011 [2007]): *Grounded Theory Reader*. Wiesbaden: VS.
- Reimer, Daniela (2023): Unplanned Breakdown of Foster Mothering. Biographical Perspectives on Identity Challenges of Foster Mothers. In: Nurse, Lyudmila/Moran, Lisa/Sidiropulu-Jankú, Kateřina (2023) (Hrsg.): *Biographical Research and the Meanings of Mothering. Life Choices, Identities and Methods*. Bristol: Bristol Policy Press, S. 194–215.
- Reimer, Daniela (2021): *Better quality in foster care in Europe: how can it be achieved?* Brüssel: European Commission.
- Reimer, Daniela/Aeby, Gaëlle (angenommen): Topologie der Begleitung von Pflegeverhältnissen. In: Wolf, Klaus/Reimer, Daniela/Schnurr, Stefan/Köngeter, Stefan/Colombo, Annamaria (Hrsg.) (i.V.): *Pflegekinderhilfe in der Schweiz [Arbeitsmittel]*. Wiesbaden: Beltz Juventa.
- Rhodes, Kathryn/Orme, John/McSurdy, Michael (2003): Foster Parents' Role Performance Responsibilities: Perceptions of Foster Mothers, Fathers, and Workers. *Children and Youth Services Review* 25, 12, S. 935–964.
- Seiterle, Nicolette (2017): *Ergebnisbericht Bestandsaufnahme Pflegekinder Schweiz 2015*. Zürich: PACH Pflege- und Adoptivkinder Schweiz.
- Stamm, Margrit (2016): *Väter. Wer sie sind. Was sie tun. Wie sie wirken*. Bern: Forschungsinstitut Swiss Education.
- Strauss, Anselm L./Corbin, Juliet M. (1996): *Grounded Theory. Grundlagen Qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: PVU.
- Vanderfaëllie, Johan/Van Holen, Frank/De Maeyer, Skrallan (2016): Support Needs and Satisfaction in Foster Care: Differences Between Foster Mothers and Foster Fathers. *Journal of Child Fam Stud* 25, S. 1515–1524.
- Wetterer, Angelika (2003): Rhetorische Modernisierung. Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hrsg.): *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik* 2, Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 286–319.
- Widmer, Eric/Kempf, Nadine/Sapin, Marlène/Galli-Carminati, Giuliana (2013): Family beyond parents? An exploration of family configurations and psychological adjustment in young adults with intellectual disabilities. In: *Research in Developmental Disabilities* 34, S. 207–217.

- Wilson, Kate/Fyson, Rachel/Newstone, Simon (2007): Foster fathers: their experiences and contributions to fostering. *Child & Family Social Work* 12, S. 22–31.
- Wolf, Katharina (2022): Mutterschaft als Berufsfeld. In: Haller, Lisa Yashodhara/Schlender, Alicia (Hrsg.): *Handbuch Feministische Perspektiven auf Elternschaft*. Leverkusen-Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 179–192.
- Yaroshenko, Alla/Semigina, Tetyana (2023): Exploring Gender Stereotypes Among Prospective Foster Families. *Socialinė Teorija, Empirija, Politika Ir Praktika* 25, S. 62–79.